Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Ministerrede im Unterhause. — Rußlands Politik. — Eisenbahn-Skandale. — Kluge Maßregel. — Noch ein Mal Herr Büky. — In Sachen des Dr. Wiesner.

I.

Lord Palmerston's Worte, welche er auf Hume's Interpellation hinsichtlich der Galizischen Angelegenheiten am 17. im Parlamente sprach, erregen hier (wo sie dem größeren Publicum durch die Allgemeine Zeitung bekannt werden) einen schwer zu beschreibenden Eindruck. Guter Gott! kaum ist man mit Frankreich fertig, und hat gegen die ungezogene Pariser Presse eine schlecht stylisirte Staatsschrift losgelassen, kaum hat man sich vom ersten Schrecken über Montalembert's Rede erholt, so kommt England her, ungeschlacht und donnernd, und pocht mit geballter Faust an die grünen Tuchthüren unseres Cabinets. Der „edle Lord" spricht ebenso klar als ruhig, aber auch ebenso fest als entschieden über die Verletzung des Wiener Tractates, und sagt nach der Version der Allgem. Zeitung — merkwürdiger Weise weichen andere Blätter im Texte dieser Rede etwas von einander ab — wie folgt: „Daß die letzten Vorgänge in Krakau eine solche Verletzung des Wiener Vertrags sind, kann Niemand leugnen. Dieser Vertrag aber muß aufrecht erhalten werden. Es kann keiner Regierung verstattet sein, mit der einen Hand sich die Artikel herauszusuchen, die sie halten will, und mit der andern Hand jene zu entfernen, die ihr grade unbequem. Der Wiener Vertrag ist ein Ganzes. Mögen die drei Regierungen Oesterreich, Rußland und Preußen daran sich erinnern, daß, wenn er an der Weichsel nicht gilt, er auch am Rhein und Po ungiltig erklärt werden kann. Ich versichere übrigens, daß es an Vorstellungen unserer Seits für Wahrung des Bestandes des Wiener Vertrags und Achtung seiner Bestimmungen nicht fehlen soll."

Dieses also ist die Sprache eines Staates, welchen Oesterreich seit langen Zeiten als seinen natürlichen Alliirten zu betrachten gewohnt ist. Diese Worte im offenen Parlament machen in Galizien eine ge-

fährlichere Wirkung als ein Dutzend heimliche Schriften der Propaganda. Und sehen wir auf unsere andern Allirten, welchen Eindruck muß es jetzt in Galizien hervorbringen, daß im benachbarten Königreiche Polen die Roboten bereits zur Aufhebung kommen, während man bei uns noch unschlüssig um den Brei herumgeht, wie die Sache anzupacken! Während Rußland wohl einsieht, wie sehr damit zugleich der Adel geschwächt und der Bauer gekräftigt wird, wagt man bei uns eine solche Maßregel nicht und schielt unschlüssig auf die andern Provinzen. Haben vielleicht die andern Provinzen mit Galizien während des Aufstandes geliebäugelt, daß man nun vor einer solchen Maßregel Furcht hat?

Während Preußen durch sein kluges Benehmen vom Momente des Aufstandes an mehr Sympathie hatte, während Rußland mit einem Male energisch und entschlossen eine entscheidende Maßregel in's Leben setzt, steht Oesterreich, so wie vom Anfange an, auch jetzt noch unentschlossen da und will Alles erst mit der Zeit reifen lassen. Es wäre freilich eine Thorheit gewesen, einen unüberlegten Schritt zu begehen, aber es war ein nicht weniger großer Fehler, so lange zu überlegen, bis die andern betheiligten Staaten ihn in Lebensfragen dieser Länder überflügeln. Es ist kein Zweifel, daß Rußland jetzt weit weniger Haß in Polen findet, als das doch so viel mildere Oesterreich, da jenes klug genug war, sich zeitlich von dem Schauplatze zurückzuziehen, wo es sich offen den Blicken von ganz Europa ausgesetzt hätte. So ist Oesterreich mit Aufwand vieler Kosten, mit Hinwegwerfung seiner Popularität, als Besatzungsmacht in Krakau zurückgeblieben, und nun ist es England, das es an seinen großen begangenen Fehler erinnert. Es wird aus der geharnischten Erklärung Lord Palmerston's kein Krieg entstehen; man wird Noten wechseln, und Oesterreich wird nach einiger Zeit langsam seine Truppen aus Krakau ziehen, und nur die Grenzgarnisonen besetzen — etwas, was gleich vom Anfange hätte geschehen sollen — aber jene Erklärung Palmerston's ist eine um so wichtigere, als daraus hervorgeht, daß England immer bereit ist, die polnische Frage als eine europäische, und wenn auch nur als einen Schreckschuß gegen die drei Mächte, auf's Tapet zu bringen.

Graf Stadion, von dessen plötzlichem Verlassen Triest's ich Ihnen schrieb, hat bei seiner Anwesenheit hier Satisfaction gefunden, und ist vor einigen Tagen auf seinen Posten nach Triest zurückgekehrt. (?) Man sprach sogar ein paar Tage davon, daß ihm eine sehr bedeutende Stelle in der Administration zugedacht sei. Es ist nun sehr die Frage, ob er nicht bald wieder zu uns zurückkehrt, denn durch die Besetzung der Hofämter werden einige sehr einflußreiche Stellen leer.

In dem uns jetzt so nahegerückten Grätz hat sich vor Kurzem etwas zugetragen, das zur Chronique scandaleuse unserer Aristokratie wieder einen kleinen Beitrag bildet. Schade, daß die Sache jetzt im Sommer vorging, im Winter hätte die Gesellschaft doch wenigstens acht Abende mit den verschiedenen Varianten dieser Geschichte zubringen können!

Weil ich grade von der Steiermark rede, muß ich Ihnen noch bemerken, daß die Wolkenbrüche der letzten Woche die dortige Bahn auf einige Meilen weit unfahrbar gemacht haben, daß Dämme und Brücken weggerissen sind, und der Schaden, abgesehen davon, daß die Bahnzüge vielleicht ein paar Monate lang unterbrochen sein werden, sich fast auf eine halbe Million beläuft. Sie werden fragen: „ist die Bahn so schlecht gebaut?" — Darüber werde ich Ihnen in einem der nächsten Briefe Aufschluß geben und ein paar interessante Geschichtchen erzählen. O es gäbe eine Chronique scandaleuse und Mysterien der Eisenbahnen, die gewiß viele Leser und viele staunende Leser fänden! Die Direction unserer Nordbahn geht jetzt mit einer Idee um, welche für die Sicherheit der Reisenden sehr wohlthätig wirken könnte. Sie will nämlich jedem Locomotivführer, welcher ein Jahr lang seine Maschine ohne den geringsten Unfall führt, 100 Fl. C. M. Gratification geben, nach zehnjährigem unfallfreien Führen erhält er 1000 Fl. baar und eine Medaille, so wie auch dann der Staat um eine Auszeichnung angegangen werden soll. Man erwartet davon um so mehr, als man weiß, wie viel Geld in der Tasche und ein Ehrenzeichen auf der Brust bei dem Volke wirken.

Die mysteriöse, vielbesprochene Geschichte des ungarischen Advocaten Bűky von Felsőbük, welcher rasch aufeinander verschiedene Orden und Ehrenzeichen bekam, die dann aber wieder angefochten wurden und Bűky als einen Betrüger dargestellt, hat endlich einen frappanten, aber ebenfalls mysteriösen Aufschluß erreicht. Bűky mußte auf Befehl der ungarischen Hofcanzlei und des Preßburger Comitates folgende merkwürdige Erklärung unterzeichnen, die ich als höchst interessant in wörtlicher Uebersetzung aus dem Ungarischen Ihnen hier beifüge:

„Mehrere ausländische und auch inländische deutsche und ungarische Zeitschriften enthielten die voreilige Nachricht, daß Unterzeichneter mit dem k. k. Kämmerer-Titel, so auch mit ausländischen Orden und Ehrenzeichen, als dem Großkreuz des k. sicilianischen St. Ferdinand-Ordens, dem badischen Orden der Treue, dem französischen Orden des St. Ludwig, ferner mit dem Diplom der Pariser Academie geschmückt, außerdem vom Könige der Franzosen namhaft beschenkt worden sei — diese Nachrichten sind grundlose Erdichtungen, aber der Unterzeichnete, auf Privatwegen durch falsche Berichte und schmeichelhafte Versprechungen getäuscht, bediente sich derselben dennoch ohne hinlängliche Prüfung und Vorsicht, nun aber, die Unwürdigkeit der eiteln Verführung einsehend, hofft Unterzeichneter durch diese Bekanntmachung dem Publicum für sein hinfüro zu beobachtendes ernsthaftes und gesetztes Benehmen Gewähr zu leisten. Ladislaus Bűky v. Felsőbük."

Wenn man diese Erklärung genauer ansieht, erscheint sie sogleich als eine abgezwungene; es geht aus ihr hervor, daß Bűky nur ein Betrogener ist, und weiß man nun, daß Bűky zur Zeit, als jene geheimnißvollen Schriften in seine Hände kamen, nach Wien reiste und nach seiner Rückkehr dieser Ordensregen auf ihn einstürzte, bedenkt man ferner, daß

Büky bis auf den letzten Augenblick sich auf den Luchesischen Hof beruft, und immer sagt, daß, wenn der Prinz von Lucca nach Wien kommen werde, sich Alles aufklären würde, bedenkt man ferner, daß der hiesige französische Gesandte das Diplom der Ehrenlegion — merkwürdigerweise ist dieses in dem obigen Ordensverzeichnisse ausgelassen — für ächt erklärte, so kommt man unwillkürlich auf die Vermuthung, daß Büky in eine Intrigue verwickelt ist, deren Opfer er geworden*). C. C. C.

---

*) Gleichzeitig kommt uns von einer andern Seite folgende Berichtigung zu: Der Bericht, den Ihre geschätzten Grenzboten in No. 31 über Dr. Wiesner's Verurtheilung brachten, bedarf der Berichtigung, indem bei aller gesinnungsvollen Wohlmeinung Ihr ehrenwerther Correspondent die Sache so auffaßt, wie sie nicht aufgefaßt werden darf, wenn unsere Preßzustände, an deren Richtung Ihnen selbst so viel gelegen ist, nicht in einem falschen Lichte erscheinen sollen. Jener Corresp. fragt mit Beziehung auf die Wiesner zuerkannte Strafe: „Warum nicht die „ganze Wucht, die ganze Consequenz Eures Gesetzes? Weil Ihr selbst einseht, „daß dieses veraltet ist, weil sogar Euer eigenes Zeitbewußtsein so weit gediehen „ist, daß Ihr die Absurdität dieser alten Norm anerkennt. So ändert sie! Geht „grade aus .... Nicht Milde, nicht Großmuth, Gerechtigkeit übt! u. s. w. —" Ihr Corresp. ist demnach der Ansicht, daß man um Großmuth zu üben, hier das Gesetz gebeugt habe. Diese Ansicht fordert eine Widerlegung. Abgesehen, daß bei den ganz eigenthümlichen Umständen, welche ein solches Verfahren in Oesterreich charakterisiren — denken Sie nur an die bis in die Wohnung des Schriftstellers dringenden Agenten der Geheimpolizei, die ihn durch ihre ungeschickten zudringlichen Fragen beim „Hausmeister" in den Verdacht bringen, daß es sich hier um ein gemeines Verbrechen handle — von Großmuth gar keine Rede sein kann, abgesehen ferner, daß Wiesner schon dadurch, daß er in keinem inländischen oder im Inlande verbreiteten auswärtigen Blatte seinen Leumund gegen die maßlosen Angriffe einer weitverbreiteten Zeitung vertheidigen durfte, über alles Maß der strafenden Gerechtigkeit gebüßt worden; so strafte man hier nicht, um wenigstens die gesetzliche Form zu retten, wie der Corresp. meint, sondern die Strafe ward geradezu gegen die Vorschrift des Gesetzes verhängt, und dies wäre auch der Fall gewesen, wenn sich die Verurtheilung statt auf 24 Stunden, nur auf ebenso viele Secunden erstreckt hätte.

Der Contravenient wurde nämlich zur Untersuchung gezogen, als bereits sein Censurvergehen durch die Verjährung, die gesetzlich Untersuchung und Strafe aufhebt, erloschen war. Die mehr als hinlänglich erwiesene Einwendung der Verjährung würdigte der inquirirende Magistratsrath so vollkommen, daß er, so oft der Beschuldigte das Wort Untersuchung in seiner Aussage zu Protocoll dictirte, diesen Ausdruck durch commissionelle Verhandlung ersetzen ließ. Als nichtsdestoweniger der Magistrat den Schriftsteller schuldig erklärt, und zu einer Geldbuße von fünf Ducaten verurtheilt hatte — ein Erkenntniß, das die Landesstelle bestätigte — meldete er den Recurs an, und bat zugleich um Herausgabe der Beweggründe des Urtheils. Diese erfolgte. Das betreffende Actenstück enthielt aber keine Entkräftung, ja nicht einmal eine Erwähnung der gemachten Einwendung der Verjährung, so wichtig sie auch war, sondern gab als einzigen Beweggrund an, daß der Verurtheilte gestanden habe, ohne österreichische Censur zwei Schriften in Druck gelegt zu haben, und daher nach dem betreffenden Hofdecrete eines Censurvergehens schuldig sei. In der Recursschrift an die politische Hofstelle gab Wiesner wiederholt zu, daß er gegen das Gesetz gehandelt habe, beklagte sich jedoch, daß auf die Verjährung, durch die gesetzlich Untersuchung und Strafe erlischt, und die er abermals sehr genau berechnete, keine Rücksicht genommen worden, weshalb er um Lossprechung oder doch Aufhebung der gegen die Vorschrift des Gesetzes verhängten Untersuchung ansuchte. Dieser Recurs wurde verworfen, und die so wichtige Einwendung der Verjährung abermals weder einer Entkräf-

2.

Das neue Censurcollegium und Herr Kankhoffer.

Die Jagd nach gut bezahlten Stellen bei dem neu zu errichtenden Censurcollegium, die mit der wilden Jagd des Gottseibeiuns viele Aehnlichkeit hat, da es bei beiden gegen Geister geht, hat ihren guten, geheimen Fortgang. Wenn wir sonst wenig von diesem langsam im Werden begriffenen Collegium hofften, weil die Reform nur die Vermehrung der Aufsichtsbehörde betrifft, so denken wir jetzt ganz anders, jetzt, wo wir hören, daß Herr Kankhoffer, Vorstand des Revisionsamtes in Galizien, die Oberleitung im hiesigen Central-Bücher-Revisionsamte als neu zu creirender Adjunct erhalten soll. Indessen muß ich Ihnen aufrichtig sagen, daß diese meine Hoffnung bei Andern, die K. ebenfalls kennen, keinen Anklang findet. Diese Antipoden meinen, Herr K. sei ein allumfassendes Polizeigenie, das rastlos nach allen Seiten der polizistischen Windrose seine Aufmerksamkeit wende, das über Alles und Jedes Berichte und Berichtchen, Briefe und Briefchen an seine Obern sende, das hier in einem Gedankenembryo einen demagogischen Weltumwälzungsplan, dort in einem Cigarrenfunken den Vorboten einer Pulververschwörung entdecke. Desto besser, erwidere ich. Je mehr man seine Thätigkeit theilt, aus Passion, Dienstfertigkeit, Ambition, Instinkt und dergleichen, desto weniger kann man sie auf einen gewissen Punkt concentriren. Für unsere geistigen, so sehr darniederliegenden Interessen wäre Herr Kankhoffer eben wegen seiner sich überall hin drehenden Thätigkeit eine wahre Perle. Der österreichische Beobachter kann diese meine Ansicht bestätigen, und der ist doch in der That ein unbedenklicher Zeuge. Der Beobachter sagte aber in dem berühmten Federkriege über die galizischen Ereignisse, daß incendiarische Schriften in Hunderttausenden von Exemplaren in Galizien im Umlauf waren. Da dieses unter den Augen des galizischen Bücher-Revisions-Amts-Vorstandes oder seiner allgegenwärtigen Thätigkeit zum Trotz geschah, so hätten wir um so mehr Hoffnung, daß, wenn K. in Wien amtirte, so viele gute Bücher, die jetzt verboten sind, ganz unangefochten umlaufen könnten. Ich bin also ganz für Herrn K., der noch dazu im Hinblick auf seine belohnte Wachsamkeit in Galizien, ohne die Aengstlichkeit gewöhnlicher Bücherpolizisten gebahren könnte. Wenn endlich Herr K. doch die Furcht meiner Gegner erfüllte, so brächte auch dies großen Nutzen, denn dann würde die straff gespannte Saite der Geduld endlich reißen, und auf die gescheiterte Petition der Wiener Literaten würden Declamationen und Manifestationen folgen, die eine angemessene Würdigung der Zeit in An-

---

tung, noch einer Erwähnung gewürdigt, Beweis genug, daß sie wohlbegründet war. Als Wiesner sich nun unfähig erklärte, die fünf Ducaten zu erlegen, ward die Geldbuße in die erwähnte Gefängnißstrafe verwandelt.

Dies der wahre Sachverhalt, der den wichtigen Beleg liefert, daß man nicht geneigt sei, die gesetzliche Verjährung in solchen Fällen anzuerkennen. Von Milde oder gar Großmuth kann demnach hier keine Rede sein.

Um Aufnahme dieser Berichtigung ersucht Sie ein Freund der Wahrheit.

spruch nähmen. Auf jeden Fall können wir uns daher von K. viel versprechen, er möge unserer Hoffnung, oder der Furcht der Gegner entsprechen.

II.

Aus Frankfurt am Main.

Die Stadt und die Bewohner. — Umgebungen. — Städtisches Museum. — Lessing. — Dr. Rüppell. — Fische. —

Sie wünschen, ungeachtet meines so kurzen hiesigen Aufenthaltes, etwas aus und über Frankfurt zu hören und werden sich's also selbst beizumessen haben, wenn die his in studiis versirteren Herren Literaten Ihren Correspondenten der Ignoranz beschuldigen. Gleichwohl sollte es mir ein Leichtes sein, Ihnen mit Hilfe der Quellen, d. h. der Hanauer Zeitung, der „Gemeinnützigen Chronik", der deutschberühmten Didaskalia und des Conversationsblattes von Allem Rechenschaft zu geben, was sich hier seit vier Wochen oder wie lange Sie wünschten, zugetragen hat. Ich würde dies auch thun, wenn nicht das Stuttgarter Morgenblatt bereits solche Monatsberichte in Beschlag genommen hätte. Ich würde zugleich die jedesmal hier erschienenen und mir von dankbaren Buchhändlern eingehändigten Schriften loben, und so würden weder Sie, noch die Verleger mit mir unzufrieden sein.

So hätte ich schon ein kleines Stück meiner Correspondenz zurückgelegt, ohne etwas über Frankfurt gesagt zu haben, und nur aus Furcht vor Ihnen lenke ich ein. Nachdem ich in den ersten Tagen die engen Gassen mit den überbauten Häusern aus der alten, die breiten, hellen Straßen mit den freundlichen Häusern aus der neuen Zeit, den Taunusbahnhof mit dem in seiner Nähe entstandenen und entstehenden neuen Stadtviertel betrachtet hatte, machte ich es hier wie in allen größern Städten. Ich besuchte zuerst die öffentlichen Versammlungsörter: die Versammlungen der Lichtfreunde, die Gasthöfe, Kirchen, das Theater, um ein Bild von den Menschen und ihren Sitten zu bekommen. Was das Benehmen der Frankfurter betrifft, so wird hier erstaunlich viel auf äußern Anstand gehalten. Sie können die größte Menschenmenge auf dem Forsthause, auf der Mainlust, auf den Kirchweihen der benachbarten Dörfer sehen, ohne lautes Lärmen und Ausgelassenheit wahrzunehmen. Dabei ist der Frankfurter lebenslustig und weiß sich gleich den Phäaken jeden Tag zu vergnügen und zwar ohne zu große Beschwerde des Beutels. Was mir an den Frankfurtern ganz besonders gefällt, ist ihre Sprache. Da wird, wie im Handel, kein Vortheil verschmäht, jede entbehrliche Vor- und Nachsylbe, jeder unnütze Buchstabe fällt aus und ich erkenne jetzt vollkommen, warum Bettina, wie der Frankfurter überhaupt, nicht von ihrer garstigen, aber bequemen Sprache lassen will.

Von den nächsten Umgebungen Frankfurts will ich Sie nicht unterhalten, sie ist weniger für die Beschreibung als für den Gebrauch, für diesen aber vortrefflich. Nehmen Sie hinzu, wie nahe der Taunus mit

seinen schönen Punkten: Homburg, Königstein, Falkenstein u. s. w., wie nahe der Rhein durch die Taunuseisenbahn, so kann der Freund der Natur schwerlich einen angenehmern Ort in Deutschland finden, als Frankfurt a. M. Homburg ist freilich eine gefährliche Nachbarschaft, ich habe aber glücklicherweise gleich das erste Mal so verloren, daß die Versuchung schnell für mich aufgehört hat. Moritz von Haber hat sich mit den Gebrüdern Blanc (Blanc frères) zum Bau einer Eisenbahn von hier nach Homburg verbunden, scheitert aber bis jetzt an der unbestechlichen Abneigung eines bekannten Prinzen, der erklärt haben soll, er wolle den Familienvätern die Gelegenheit nicht erleichtern, Geld zu verspielen, welches sie besser ihren Kindern zukommen ließen.

Die hiesigen Kunstschätze habe ich jetzt alle gesehen: die dem ältesten Sohn des Banquiers von Bethmann gehörende Dannecker'sche Ariadne, welche, wie vortrefflich sie auch gemeißelt ist, doch kalt läßt; den möglichst schön hergestellten Kaisersaal mit den neuen Kaiserbildern; die Städel'sche Gemäldegallerie, das vortreffliche Thorwaldsen'sche Kunstwerk in der Bethmann-Holweg'schen Familiengruft. Die Familie ist in einer schönen Gruppe dargestellt, der ihr angehörige Jüngling, welcher den Knaben aus den Fluthen des Arno zwar rettete, aber auch ein Opfer seiner edlen That wurde, empfängt aus den Händen seines Bruders, des heutigen Curators der Universität Bonn, einen Lorbeerkranz und die weiblichen Mitglieder der Familie sind in Schmerz versenkt; der Flußgott hebt das Haupt aus den Fluthen und sieht der Scene zu, theilnahmlos und unbewegt. Ueber dem Basrelief steht auf einem Absatz in der Wand der Kopf einer verstorbenen Schwester der Bethmann-Holweg vom Bildhauer Haunitz; der Kopf ist gut, der Hals blieb Stein.

Das Städel'sche Institut besitzt treffliche Sachen, das große Publicum — denn einzelne vorzügliche Kenner gibt es hier — ist aber ohne Urtheil und Geschmack, besonders finde ich die Weiber unter den Christen und die Männer unter den Juden von einem Geist des Absprechens beseelt, der mich anwidert. Doch vergesse ich zu bemerken, daß unreife Würtembergische Professoren der Aesthetik in dieselbe Kategorie gehören Wie hatten diese nicht gegen das Bild von Overbeck „Der Triumph der Religion und der Künstler" geschrieen; und des Künstlers eigne Beschreibung hatte auch mich dagegen eingenommen. Seit ich das Bild aber gesehen habe, urtheile ich anders und bedauere die Frankfurter, die darauf schimpfen. Ich bekümmere mich gar nicht um die mystische Auslegung des Künstlers, was geht's mich an, daß er den Springquell in der Mitte des Bildes symbolisirt, für mich ist das ein Springquell in der Gegend, wo die Künstler aus verschiedenen Zeiten als zusammen gegenwärtig dargestellt werden. Das ganze Bild ist gewiß so schön gedacht, als ausgeführt, seine Mängel liegen in seiner Gattung, und das Alterthümelnde, welches Manchen mißfällt, ist nun einmal der Overbeck'schen Schule eigen, der man auch ungeachtet ihrer Eigenheiten ihre Verdienste wird lassen müssen. Ein anderes Bild, welches sich des Beifalles aller Derer nicht erfreut, die, wie Plato sagt, „das Schöne nicht geschaut mit

Augen", ist das von dem Institut aus der Gallerie des Cardinals Fesch um einen so hohen, aber um keinen zu hohen, Preis erworbene, oft genannte Bild des Moretto. Sie sollten nur einmal die kunstschwatzender Weiber (besonders wenn sie in Italien waren und dort nichts sahen) sprechen hören, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, weil nämlich der obere Theil des Bildes, die Madonna mit dem Kinde, wirklich der schwächere ist. Lessing's Huß dagegen erfreut sich, und mit Recht, der allgemeinsten Anerkennung, Intention und Composition sind vortrefflich und die Ausführung meisterhaft, aber die Farbe — matt, matt. Lessing, der nun dem Städel'schen Institut gewonnen ist, wird sich, davon sind wir überzeugt, den Tadlern Moretto's nicht anschließen, wir wünschten, dieser bestimmte ihn, nach Italien, dem Lande der Malerei, zu gehen und dort seiner Meisterschaft die letzte Spitze zu erwerben.

Die Malerei ist in Frankfurt im besten Schwunge und findet alle mögliche Förderung. Veit, dessen schönes, einfaches und gesundes Frescogemälde (Einführung des Christenthums in Deutschland) im Städel'schen Institute nicht unerwähnt und ungerichtet zu lassen ist, schafft mit Steinle und einer Anzahl Schüler im Deutschen Hause, die Schule im Städel'schen Institut zählt Meister wie Jacob Becker und bald Lessing in ihrer Mitte, und die Liebhaber rühmen die Fortschritte in den ausgestellten Bildern.

Zu den merkwürdigsten Männern hier gehört der Dr. Rüppell, der berühmte Reisende und Naturforscher, den ich täglich sehe, da ich im Schwan mit ihm esse. Seine Stellung zu den Frankfurtern ist — was den letztern nicht sehr zur Ehre gereicht — eine sehr unfreundliche und ich war selbst zugegen, als ihn in einer öffentlichen Jahressitzung der naturforschenden Senkenbergischen Gesellschaft ein Arzt von unbekanntem Namen heruntermachte, weil Rüppell mit einem verstorbenen Dr. Kretschmar in Streit gelebt, in diesem Streit aber, der eine Lebensfrage für das durch ihn zu europäischer Bedeutung erhobene naturhistorische Museum war und in dem er Recht hatte und Recht bekam, Persönlichkeiten mit Persönlichkeiten erwidert, vielleicht auch mit den Persönlichkeiten angefangen hatte, weil er ohne diese nicht zum Ziel gekommen wäre. Man darf nicht vergessen, daß Rüppell seine Zeit, Gesundheit und Vermögen einem großen Zweck und Werk gewidmet hat. Man nennt ihn einseitig, aber welche preisenswerthe Einseitigkeit, die große Wirkungen hervorbringt; man nennt ihn eitel, aber welche unschuldige Eitelkeit, die den Menschen zum Guten treibt. Es empörte mich, wie die Frankfurter bei der berührten Gelegenheit eine Rede beklatschten, worin der Redner aus Ungeschicklichkeit oder Parteilichkeit einen Verstorbenen, der neben Vorzügen unleugbare Mängel hatte, nicht ohne Schonung eines Lebenden loben konnte, dessen Verdienste unstreitig größer sind. Und oben drein war Rüppell zugegen und hatte in einer vorausgegangenen Rede des Verstorbenen nach dem Grundsatz gedacht: De mortuis nil nisi bene. Diese sehr unterhaltende Rede wurde sogar in einem hiesigen Blatte begeifert. Rüppell sprach darin mit einer großen Fischkenntniß von dem Leben und

den Schicksalen eines gewissen Fisches, der nur in einer gewissen Meerenge gefangen werde, und den die Liebe in's Verderben ziehe. Bei dieser Fischart herrsche nämlich Vielmännerei, wie in der Türkei Vielweiberei. Frau Fischin erscheine in der verliebten Jahreszeit mit einem großen Gefolge von Liebhabern. Gelänge es dem Fischer, was nicht schwer, die Frau zu fangen, so verließen die Männer den Ort nicht, wo ihnen die Herrin abhanden gekommen und so würden sie alle gefangen. Bei den Fischen komme also die Liebe, der Wissenschaft zu Hilfe, während sie die Menschen, die sich ihr hingäben, davon abzöge. Rüppell zeigte uns zugleich ein Exemplar dieses verliebten und wissenschaftlichen Fisches, um dessen Namen ich ihn wieder fragen muß. Noch einen andern Fisch zeigte er uns und rühmte ihn wegen seiner Seltenheit. Ganz Europa besitze etwa nur drei Exemplare, eins sei in dem Pariser Museum, die andern beiden, und zwar durch den wackern Rüppell, in dem Londoner und Frankfurter. M—r.

III.

Notizen.

Gutzkow über Polen. — Deutsche Lippen.

Der neueste Band von „Gutzkow's gesammelten Schriften" enthält die ihrer Zeit so vielbesprochenen Briefe aus Paris nebst Ergänzungen aus dem Jahre 1846. Hier ist uns namentlich eine die Polen betreffende Stelle aufgefallen, welche mit dem Grundgedanken der bekannten Schrift von Schuselka zusammentrifft, obgleich beide Schriftsteller hundert Meilen von einander und ohne allen Zusammenhang leben. Es ist dies ein Beweis, daß die höher gestimmten Geister deutscher Nation die Achtung vor dem ursprünglichen Recht eines großen Volkes über den nationalen Egoismus zu setzen wissen. Gutzkow gibt seine Ansichten über Polen in der Form eines Frühlingstraums. „Die Politik des 19. Jahrhunderts ist zu sehr auf Humanität gebaut, die Bildung des Staatsmannes ist eine zu öffentliche und geschichtliche, als daß Polen je Ursache zu haben brauchte, seine Hoffnungen aufzugeben. Der Tag seiner Freiheit müsse kommen, das steht eingeschrieben in unser Herz, mag es auch sonst für die Polen nicht eben stark empfinden. Wir wissen, daß man Nationen nicht vom Papiere streichen kann. Polens Theilung ist keine alte Mythe von den Zeiten der Völkerwanderung her. Polens Theilung ist von Ursachen ausgegangen, die unsre Geschichtskenntniß uns seither gründlich hat verachten lehren, von Männern, über die unsere jetzigen Fürsten selbst, bei ihren starken religiösen Vorurtheilen wenigstens, den Stab brechen. Wie urtheilt wohl Friedrich Wilhelm IV. über seinen Großohm, über Katharina, über Potemkin, Kaunitz? Gewiß, diese Erbschaft des 18. Jahrhunderts entbehrt aller Ehrwürdigkeit, an dieser klebt kein „verschönernder Rost der Jahrhunderte", sie ist beschämend und überredet zur Gerechtigkeit, zur besseren Entgeltung, zur Wiederherstellung."

„Ein Congreß, um Polens Theilung aufzuheben. Wenn nicht ein Staat, vorläufig ein Volk gerettet. Polens Adel werde radical zerstört! Der Bürgerstand gehoben. Die polnische Anarchie werde in ihren Ursachen erkannt und vermieden durch Institutionen. Bürgschaften für die Nachbarn. Eine Erbmonarchie. Ein polnischer Staat hätte soviel für Wiederbelebung des Volkes, für die Heilung siebzigjähriger Wunden zu thun, soviel für Hebung der materiellen Interessen, soviel für Handel, Gewerbe, Ackerbau, daß an Unruhe nach Außen oder gefährliche Außenwirkung innerer Unruhe nicht zu denken wäre.

„Polen ist denn — ich träume — wieder hergestellt; die Schuld der Väter gesühnt. Ein edles Gefühl schwellt die Brust derjenigen Fürsten und Staatsmänner, die einen solchen Triumph über sich selbst vermochten. Ein Bollwerk gegen Rußland ist aufgeschanzt, Oesterreich hat verloren, was es nicht bedurfte, um groß zu bleiben. Für Preußen wäre der Verlust empfindlicher; aber Preußen habe nie einen Weltberuf, sondern nur einen deutschen Beruf. In der Wiedergeburt Deutschlands und Preußens Hegemonie läge Schadenersatz genug für den Verlust eines lästigen, ewig prickelnden und bei slavischer List und Falschheit wahrhaft widerwärtigen Besitzes.“ — Wahrlich, in diesem Traum liegt mehr Gesundheit und Wahrheit als in dem Wachen unserer Großmächte, denen ihre jetzigen polnischen Landestheile so viele schlaflose Nächte kosten. —

— Es geht nichts über die Consequenz der deutschen Bundesverfassung. In einer seiner diesjährigen Sitzungen hat der Frankfurter Bundestag decretirt, daß das Verbot gegen politische Vereine und die beziehungsweise damit verbundenen Anklagen und Strafen wegen Hochverrath auch auf die communistischen Vereine ausgedehnt werde. Der Bundestag scheint den Communismus offenbar für einen ungeheuer gefährlichen Feind zu halten und logischer Weise wäre zu erwarten gewesen, daß ein Decret, das vor communistischen Verbindungen zurückschrecken soll, sobald als möglich publicirt werde. Die preußische Allgemeine, der österreichische Beobachter, die bei jeder Mäusebewegung gleich communistische Gespenster citiren, hätten natürlicherweise zuerst die Aufgabe gehabt, das neue Decret zu publiciren, abgesehen davon, daß Oesterreich und Preußen als den Vorfechter des deutschen Bundes die Initative zustand. Aber der österreichische Beobachter hielt das Decret so geheim, als handelte es sich um Aufschlüsse über Galizien, die Preußische Allgemeine schwieg, als handelte es sich um die Schleswig-Holsteinische Adresse. Woher erhält das gesammte Deutschland Kenntniß von dem neuen Decret? Durch das Regierungsblatt des Fürstenthums Lippe!!! Wie sinnig von dem Bundestag, der Lippe das Vorrecht des Sprechens zu übertragen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.